



„Tonzn tian miar alle gearn, lei nit mit sou durre Hearn.“ Das Bild vom „Plausur Totentanz“, einer beeindruckenden, vom Künstler Luis Stefan Stecher 2001 an der Friedhofsmauer der romanischen Kirche St. Ulrich geschaffenen Bildsequenz, erinnert an die jahrhundertlange Tradition des „Memento mori“.

## Caritas-Hospizbewegung

# Ars vivendi – ars moriendi

Schwerkranke, sterbende und trauernde Menschen stehen seit 20 Jahren im Mittelpunkt der Caritas-Hospizbewegung. Bei der Jubiläumsfeier in Bozen hielt Moralthologe P. Martin M. Lintner den Festvortrag. Hier seine Ausführungen in leicht gekürzter Form.

**M**emento mori“ – „Bedenke, dass du sterben wirst“: Mit diesem Sinnspruch hielten sich die Menschen in früheren Generationen die Vergänglichkeit des Lebens und die Nichtigkeit irdischer Glorie beständig vor Augen. Das Bildnis eines Totenkopfes fand sich in so mancher Mönchszelle. Dies diente nicht dazu, die Lebensfreude zu trüben oder einer Todessehnsucht zu verfallen, sondern der Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit des gegenwärtigen Momentes und zugleich seiner „Ewigkeitsbedeutung“ eingedenk zu sein.

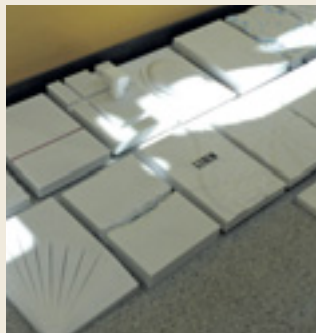
Der je heutige Tag wird gleichsam aus der Perspektive des ewigen Lebens in den Blick genommen und damit einerseits relativiert, andererseits aber auch aufgewertet. Der einzelne Augenblick wird endgültig, er kann weder wiederholt noch ungeschehen gemacht werden. Endgültig bedeutet aber auch, dass der Augenblick seine bleibende Gültigkeit vom Ende her erhält.

Im 3. Kapitel des Buches Kohelet finden sich tief-sinnige Gedanken über die Zeit: „Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit“, sagt der biblische Autor, um dann unterschiedlichste menschliche Tätigkeiten anzuführen, die das ganze Leben eines Menschen umfassen – von seiner Geburt bis zu seinem Tod. Den Abschluss dieser Überlegungen bildet der Satz: „Überdies hat Gott die Ewigkeit in alles hineingelegt.“ Das bedeutet, dass das Leben nicht eine bloß chronologische Abfolge von Stunden oder eine Aneinanderreihung von mehr oder weniger sinnvollen Beschäftigungen ist, die es ausfüllen, sondern jeder noch so flüchtige Augenblick eine Bedeutung für die Ewigkeit hat: Der Mensch soll ihn deshalb unter den Vorzeichen des Ewigen leben, als Kairos, als möglichen Raum der Begegnung mit Gott, sodass jeder Augenblick und jede Tätigkeit von ihm her ihren tieferen Sinn gewin-



P. Martin M. Lintner OSM ist aus Aldein gebürtig und Mitglied der Tiroler Servitenprovinz. Sein Studium der Theologie absolvierte er in Innsbruck, Wien und Rom. P. Martin promovierte 2006 in Wien in Moralthologie. Seit dem Wintersemester 2009 ist er Professor für Moralthologie an der Phil.-Theol. Hochschule in Brixen.

## Laas – Ausstellung „Einschnitte“



Steinmetzschüler aus Laas stellen in einer Ausstellung ihre Werke vor, die sie zum Thema „Einschnitte“ geschaffen haben. Sie haben sich in Begleitung des Lehrpersonals und der Caritas-Hospizbewegung intensiv mit dem Themenkreis „Sterben, Tod und Trauer“ auseinandergesetzt und Marmorplatten dazu gestaltet. Die Werke sind in der Eingangshalle des Krankenhauses Schlanders bis 24. November zu sehen.

## Caritas-Hospizbewegung

Die Caritas-Hospizbewegung steht schwerkranken und sterbenden Menschen bei, begleitet deren Angehörige, hilft ihnen beim Abschiednehmen und in ihrer Trauer. Der Dienst wird landesweit angeboten, er ist freiwillig und unentgeltlich. Weitere Infos zu diesem Angebot werden unter Tel. 0471 304370 erteilt.

nen, der bestehen bleibt, selbst wenn der Augenblick längst vergangen und vergessen, eine Tätigkeit längst abgeschlossen und beendet ist.

„Memento mori“ ist eine Ermahnung, jeden Tag so zu leben, dass man mit ihm zufrieden wäre, sollte er der letzte im Leben sein. Dies bedeutet, sich in den tagtäglichen Entscheidungen und Handlungen von jenen Werten leiten zu lassen, von denen jemand überzeugt ist, dass sie dem Leben auch über den Tod hinaus einen Sinn verleihen.

Ignatius von Loyola schlägt in den Geistlichen Übungen (Nr. 186) als Hilfe bei wichtigen Entscheidungen vor, sich in seine Todesstunde zu versetzen und die zu treffende Wahl aus der Perspektive des Ewigen zu betrachten.

„Gleich als befände ich mich in der Todesstunde, erwäge ich die Form und das Maß, die ich dann bei der Art und Weise der gegenwärtigen Wahl eingehalten zu haben wünschte. Und indem ich mich danach richte, will ich jetzt ganz und gar meine Entscheidung treffen.“ Auch rät er, eine Entscheidung im Bewusstsein zu treffen, dass ich für sie einmal Rechenschaft vor dem Schöpfer ablegen muss.

Die Einübung in die Kunst des richtigen Lebens ist seit jeher eng verbunden mit der Einübung in die Kunst des guten Sterbens; und beide Formen, die „ars vivendi“ und die „ars moriendi“, waren für den fest an ein Leben im Jenseits glaubenden Menschen unlösbar miteinander verbunden und ein Anliegen von zentraler Bedeutung.

### Die beiden Pole von Geburt und Tod

Das Leben eines Menschen ist eingespannt zwischen die beiden Pole von Geburt und Tod. Niemand von uns wurde gefragt, ob er leben möchte oder mit der Endlichkeit seines Lebens einverstanden ist. Jeder ist genötigt, sich zu dieser ihm vorgegebenen zeitlichen Begrenztheit der Existenz zu verhalten. Denn „nichts ist so sicher wie der Tod“, sagt der Volksmund, oder: „Müssen tu ich gar nichts, nur sterben.“ Die Auseinandersetzung mit der Endlichkeit des Lebens und damit mit dem Tod gehört zum Leben dazu, und zwar als eine besonderes Potential der Lebensgestaltung, denn – wie wieder Karl Rahner einmal gesagt hat – „in jeder sittlichen Tat, die das höhere und entferntere Gut dem niederen, näheren und reizvolleren vorzieht, wird in einem wahren Sinn der Tod vorweggenommen“. Freilich darf das nicht zum Missverständnis führen, dass jemand dadurch gleichsam den eigenen Tod erfahren könnte, denn, so Rahner, „in seiner Einmaligkeit ist der Tod des Menschen auch das nicht Einzuübende. Den Tod kann man nicht vorher einstudieren.“

Zudem bleibt zu bedenken, dass wir in der Aus-

einandersetzung mit dem Tod nie den eigenen Tod erleben, sondern entweder den Tod von Menschen, die uns nahe stehen, oder dass wir ihm „in Gestalt seiner anonymen Vorböten begegnen, im Nachlassen unserer geistigen und körperlichen Kräfte, im Misslingen unserer Pläne in jungen Jahren, in Krankheit und Schuld, in Angst und Einsamkeit oder wenn eine menschliche Beziehung endgültig zerbricht“, wie Eberhard Schockenhoff, der heuer den Preis der Salzburger Hochschulwochen erhalten hat, formuliert. Die Rede vom „eigenen Tod“ meint deshalb nicht den Todeszeitpunkt, sondern vielmehr die Vorbereitung auf das Sterben schon mitten im Leben und schließlich den Vorgang des Sterbens und die letzte Wegstrecke des Lebens vor dem Tod bzw. den Sterbeprozess, den wir bewusst gestalten und menschlich begleiten können.

### Verdichtung des Lebens

Das Sterben ist nicht nur die letzte Phase eines Lebens, sondern es stellt auch die letzte große Lebensaufgabe dar, die jeder bewältigen muss. Wenn ein Mensch sein Sterben bewusst wahrnehmen kann, hat er das erste Mal die Möglichkeit, auf sein Leben als Ganzes zurückzublicken und es anzunehmen mit all seinen Brüchen und seiner Fragmenten. Er kann sich mit dem Leben aussöhnen und dann im Frieden, das heißt, versöhnt mit sich, mit den Mitmenschen und mit Gott entschlafen. Unsere Vorfahren haben früher gebetet: „Vor einem plötzlichen Tod bewahre uns, oh Herr.“ Sie wollten nicht unvorbereitet aus dem Leben scheiden. Heute wünschen sich viele: Schnell soll es gehen, schmerzlos. Am besten unbemerkt und plötzlich. Das Sterben kann als „Verdichtung des Lebens“ verstanden werden. Der Umgang mit dem Sterben beginnt nicht erst in der letzten Lebensphase, sondern schon mitten im Leben. Was im Sterben unausweichlich wird, nämlich die Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit, wird im Leben vorweggenommen in der Art und Weise, wie jemand diese Vorgegebenheit in sein Leben integriert. Es gehört zu den elementaren Fragen des Menschseins, wie jemand sinnorientiert leben kann, sodass der Tod gerade nicht die Verneinung oder Vernichtung des Sinnes des Lebens bedeutet. Die Sinnsuche ist eine spirituelle Grundfrage und entscheidet sich wesentlich am Verständnis des Todes bzw. an der Art und Weise der Vergänglichkeitsbewältigung.

Ein Kunstwerk von Gustav Klimt zeigt „Die drei Alter einer Frau“. Symbolisch werden die drei großen Phasen eines Menschenlebens dargestellt: die Kindheit, das Erwachsenenalter als die (nicht nur biologisch) fruchtbare Schaffensphase und schließlich das Alter, dargestellt als eine Art „Verwelken“. Die alte Frau verdeckt schamhaft

ihr Gesicht. Aber, so möchte ich fragen: Werden wir der letzten Phase im Leben eines Menschen gerecht, wenn wir sie nur unter der Perspektive des „Verwelkens“ sehen? Warum beugt sich die alte Frau, die sich Mutter und Kind zuwendet, nicht schützend über sie, sondern bleibt daneben stehen – abgesondert, in sich verschlossen?

Mit dem Alter bezeichnen wir in der Regel die letzte Lebensphase eines Menschen, der die durchschnittliche Lebenserwartung erreicht oder überschreitet. Der Prozess des Alterns kann individuell sehr unterschiedlich verlaufen. Während die einen bis ins hohe Alter rüstig und gesund, selbstständig und unabhängig von fremder Hilfe leben können, ist für die anderen dieser Lebensabschnitt mit einem merklichen Nachlassen ihrer Agilität, mit zunehmender Gebrechlichkeit und Angewiesenheit auf fremde Hilfe verbunden. Da immer mehr Menschen ein immer höheres Lebensalter erreichen, führt das Alter nicht zuletzt aufgrund von degenerativen Erkrankungen auch für immer mehr Betroffene zu Beeinträchtigung bis zum Verlust von kognitiven, emotionalen und sozialen Fähigkeiten.

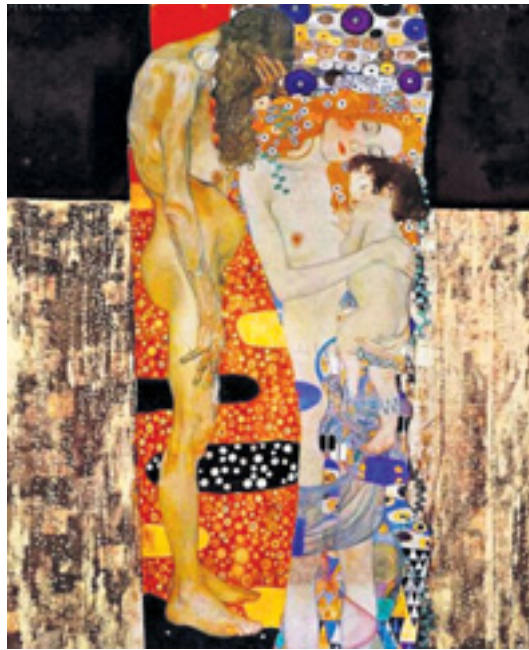
Am Ende eines Lebens verdichten sich existentielle Grundfragen, besonders die Auseinandersetzung mit der Endlichkeit des eigenen Lebens, die durch zunehmende Gebrechlichkeit ebenso erfahren wird wie durch den unausweichlich näher kommenden Tod. „Es schlägt immer näher ein“, sagte einmal jemand beim Lesen der Todesanzeigen, als er die Geburtsjahre der Verstorbenen mit seinem eigenen verglich.

Diese Fragen betreffen aber nicht nur alternde Menschen, weil sie einerseits mit der Geschöpflichkeit des Menschen gegeben sind – auch wenn sie sich unter den Bedingungen des Alterns neu und anders stellen können – und weil andererseits das Altern die gesamte Gesellschaft angeht, die über ihren Umgang und die Integration von alternden Menschen reflektieren muss.

### Alte Menschen sind Brücken zwischen den Generationen

Alte Menschen – im Bild rechts eines mir unbekanntem Malers symbolisiert durch die biblischen Figuren Hanna und Simeon (vgl. Lk 2,25–38) – haben ihren Familien und ihrem sozialen Umfeld viel zu bieten: Zeit, Humor, Lebenserfahrung, Wissen, Weisheit, Gelassenheit, Lebenskraft... und sie sind Brücke zwischen den Generationen, sie vermitteln zwischen Jung und Alt. Schließlich geht es im Alter auch aus biblischer Perspektive um eine Letztbestimmung des Sinnes menschlichen Lebens.

Das Altern ist nicht nur eine Herausforderung für die betroffenen Menschen selbst, sondern auch für ihr soziales Umfeld und die Gesellschaft.



Gustav Klimt: „Die drei Alter einer Frau“

Die Einbindung alternder Menschen in das soziale Gefüge ist nicht nur für sie selbst wichtig und trägt wesentlich zu ihrer Lebenszufriedenheit bei, sondern ist auch für die Gesellschaft bedeutend. Ältere und alte Menschen können (noch) viel und manche Möglichkeiten und Fähigkeiten ergeben sich erst (oder vorwiegend) im Alter, wie bereits angedeutet worden ist.

Hier ist das soziale Umfeld gefragt, alternden Menschen zu ermöglichen, sich entsprechend ihren Möglichkeiten und Fähigkeiten einzubringen. Die zur Verfügung stehende Zeit nach der Erwerbstätigkeit kann als „soziale Zeit“ verstanden werden, die jemand zum Wohle der Gesellschaft aufbringt. Beziehungen und soziale Vernetzungen, die ältere Menschen pflegen können, haben eine nicht zu unterschätzende generationenübergreifende und sozialstrukturierende Funktion, ebenso ehrenamtliche Tätigkeiten, die jemand noch zu leisten vermag.

Bedeutend ist hier, dass das soziale Umfeld diese Möglichkeiten einerseits zu schätzen weiß, andererseits aber auch bereit ist, jene Hilfestellung zu geben, damit ein alternder Mensch das ihm Mögliche auch tatsächlich tun kann. Wissen und Kompetenzen, etwa aus dem beruflichen Leben, stellen ein enormes Potential dar, das oft schlichtweg brach liegt. Es kann nicht nur weiterhin von großem Nutzen für die Gesellschaft sein, sondern für die älteren Menschen ist es oft eine wichtige Sinnerfahrung, Wissen weiterzugeben und damit nützlich zu sein für andere. „Die Tatsache, dass gerade Menschen, für die gesorgt wird, sich danach sehnen, ihrerseits für andere sorgen zu können, ist Ausdruck des nur allzu verständlichen Bedürfnisses, nützlich und für andere wichtig zu sein – auch und

### Bibliotheken

### Themenbüchertische

Einige Bibliotheken begleiten das 20-jährige Jubiläum der Caritas-Hospizbewegung mit eigens gestalteten Büchertischen zum Themenkreis „Sterben, Tod und Trauer“.

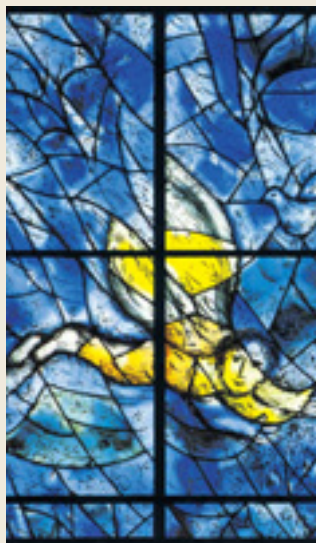


Hanna und Simeon

## Konzert

**Musik im Dienst der guten Sache**

Im Vereinshaus von Welschnofen findet am Samstag, 4. November, um 20 Uhr ein Benefizkonzert zugunsten der Caritas-Hospizbewegung statt. Dabei treten der Männerchor Eggen/Deutschnofen, der Chor N-Harmonic aus Navis (Tirol) und der Viergesang auf.



Marc Chagall: Kirchenfenster von St. Stephan in Mainz



Egon Schiele: „Tod und Mädchen“

gerade dann, wenn man aufgrund körperlicher oder geistiger Beeinträchtigungen vom Gemeinschaftsleben weitgehend ausgeschlossen ist“ (Klara Obermüller).

**Sterbende – Quelle für Humanität**

Und auch Sterbende können Menschen, die sie begleiten und die ihnen nahe stehen, unendlich viel geben: Sterbende sind im wahrsten Sinn des Wortes eine Quelle für Humanität, eine Ressource für Menschlichkeit. Erinnern wir uns an Petra Kuntner (1970–1986), das lebensfrohe Mädchen aus Sulden. Im Alter von zwölf Jahren erkrankte sie an Krebs, wenige Tage nach ihrem 16. Geburtstag verstarb sie. Wie viel Licht und Hoffnung hat sie, die Todgeweihte, während der Zeit ihrer schweren Erkrankung anderen Menschen geschenkt! Ihre Tapferkeit im Leiden, ihre offene und lebenswürdige Art, ihr unerschütterlicher Glaube an einen Gott, der sie liebt und nicht vergeblich leiden lässt, waren ihre Kraft. Sie ist nicht verbittert, sondern versöhnt gestorben.

Ein zutiefst berührendes und aussagestarkes Bild ist „Tod und Mädchen“ von Egon Schiele. Mädchen?, ist man geneigt zu fragen: Schiele hat doch eine zwar junge, aber erwachsene Frau gemalt. Das Ringen um ihr Leben, der Kampf mit dem Tod, um ihm das Leben zu entreißen, hat das Mädchen früh reifen und schnell erwachsen werden lassen. Der Tod blickt aus weit geöffneten Augen, fast so, als sei er selbst erschrocken darüber, den Kampf gewonnen zu haben.

Aber das Bild zeigt nicht Sieger und Besiegte. Sterben und Tod sind keine Niederlage. Die Frau kniet nicht als Unterlegene vor der Gestalt des Todes. Es scheint vielmehr, als würden beide – Tod und Leben – ermattet und betroffen, ja verwundet niedersinken und, eng umschlungen, einander Halt geben. Es ist keine tödliche Umarmung, aus der das Mädchen sich nicht mehr zu lösen vermag.

Auch sie umfängt den Tod, schmiegt sich an seine Brust – fast wie an einen väterlichen Freund. Das Bild strahlt versöhnte Innigkeit aus. Wer sich mit seinem Sterben aussöhnt, sieht den Tod nicht als Feind. Franz von Assisi hat ihn „Bruder“ genannt.

Loslassen müssen macht Menschen verletzlich, verwundbar durch Verlust und Abschied. Die Annahme dieser Verwundbarkeit gelingt am ehesten dann, wenn sich ein Mensch geliebt weiß, sodass er seine Verletzlichkeit zulassen kann und sie nicht ängstlich verdecken muss, sondern sich gerade mit ihr jemandem anvertrauen kann. Die tiefste Verwundbarkeit ist schließlich die Sterblichkeit. Wie sehr schmerzt der Tod eines lieben Menschen. Wie tiefe Wunden kann er schlagen, wenn er uns einen lieben Menschen für immer entreißt. Als Christinnen und Christen wissen wir uns von Gott geliebt. Wir glauben daran, dass er zu uns sagt: „Ich will, dass du lebst. Ich will nicht, dass du untergehst. Weil aber das Leid und der Tod zum Leben gehören, will Gott dein Leben über den Tod hinaus, wie auch immer. Den liebenden Gott lieben heißt sich in die Hände Gottes fallen lassen“ (Roland Kollmann).

Uns Christinnen und Christen erfüllen der Glaube und die Hoffnung, dass der Tod nicht Abbruch und Ende markiert, sondern vielmehr wie eine Schwelle ist, die wir überschreiten hinein in die Fülle des Lebens. Dann wird jeder Augenblick unseres Lebens im Ganzen seinen letzten Sinn finden und jeder einzelne Moment wird dort aufgehoben sein: Das Gute und Gelungene wird vollendet werden, das Zerbrochene und Schuldhaftes wird Heilung und Versöhnung finden.

**„Ars amandi“**

So wird die „ars vivendi“, die die „ars moriendi“ einübt, zu einer „ars amandi“: zur Kunst des Liebens – zu lieben und sich lieben zu lassen. Albert Schweitzer hat einmal gesagt: „Das einzig Wichtige im Leben sind die Spuren von Liebe, die wir hinterlassen, wenn wir weggehen.“

Wohl ganz in diesem Sinne hat Marc Chagall, als er 97-jährig wenige Monate vor seinem Tod eines der letzten Kirchenfenster von St. Stephan in Mainz gestaltete, diesem uns aus dem tiefen Blau heraus hell und freundlich zulächelnden Engel sein eigenes Antlitz gegeben. Nach seinem Tod bleibt es ein Lächeln aus den unendlichen Tiefen der Ewigkeit, eine Spur von Liebe, die er hinterlassen hat. Chagall will uns zeigen, was den Himmel öffnet – ein Lächeln, Wohlwollen, Zuwendung, Liebe.

Das Leben ist wie eine Liebesgeschichte, die nach dem Tod fortgeschrieben wird.